

# Von der Frauen- zur Geschlechterforschung : modischer Trend oder bedeutsamer Perspektivenwechsel?

Autor(en): **Maihofer, Andrea**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Widerspruch : Beiträge zu sozialistischer Politik**

Band (Jahr): **23 (2003)**

Heft 44

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-651933>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Von der Frauen- zur Geschlechterforschung

### Modischer Trend oder bedeutsamer Perspektivenwechsel?

#### I.

Noch immer ist es äusserst strittig, wie die Verschiebung von der Frauen- zur Geschlechterforschung einzuschätzen ist. Für einige ist sie nur ein modischer Trend, der nichts besagt. Schon in der Frauenforschung seien Geschlecht bzw. die Geschlechterverhältnisse Thema gewesen. Dies sei somit nichts Neues und die Einführung eines neuen Labels sei unnötig, wenn nicht gar irreführend (siehe u.a. Hagemann-White 2001). Andere sehen darin einen gefährlichen Rückschritt, einen weiteren Schritt in Richtung Entpolitisierung der Frauenforschung, wie sie sich schon zu Beginn ihrer universitären Institutionalisierung abzuzeichnen begann. Sie befürchten die endgültige Aufgabe des kritischen feministischen Standpunkts. So beschäftige sich die Geschlechterforschung nicht mehr ausschliesslich mit den Belangen von Frauen und könne auch von Männern betrieben werden. Ann Allen zufolge kann die „Akzeptanz der ‘Gender Studies’ ... in vielen Fällen als Anpassung an ein konservatives Klima gesehen werden, in dem die Begriffe ‘Frau’ und ‘Feminismus’ zunehmend tabuisiert werden“ (Allen 1995, 21f). Allemal lässt sich beobachten, dass inzwischen manche die eigene Arbeit aus Opportunitätsgründen als Geschlechterforschung bezeichnen, obwohl sie, genau besehen, nach wie vor Frauenforschung betreiben und diese Entwicklung problematisch finden.

Es sei egal, sagen andere, ob von Frauen- oder von Geschlechterforschung gesprochen werde. Hierin liege kein nennenswerter Unterschied. Und wieder andere betonen die grosse Bedeutsamkeit dieser Verschiebung. Für sie ist die Änderung der Benennung keineswegs gleichgültig. Sie repräsentiert vielmehr einen wichtigen theoretischen Schritt. Da ich selbst zu letzteren gehöre, möchte ich im Folgenden anhand einer Rekonstruktion dieser Verschiebung von der Frauen- zur Geschlechterforschung die theoretische Entwicklung nachzeichnen. Ausserdem hoffe ich zu zeigen, dass damit keineswegs eine Entpolitisierung verbunden sein muss, sondern, im Gegenteil, sogar eine theoretische Radikalisierung verbunden ist oder doch sein kann.

Um mögliche Missverständnisse zu vermeiden: Ich plädiere nicht für eine Ablösung der Frauen- durch die Geschlechterforschung. Ziel ist – und so haben wir hier an der Universität Basel die Studiengänge in Gender Studies auch curricular ausgearbeitet – die institutionelle Verankerung des aktuell breitest möglichen Spektrums an Geschlechterforschung. Und dies umfasst derzeit sowohl Frauen- als auch Männer- als auch Geschlechterforschung. Worum es mir im Folgenden geht, ist, die bestehenden Unterschiede in den jeweiligen theoretischen und empirischen Herangehensweisen und ihre jeweilige Produktivität stärker zu konturieren, als das bisher der Fall ist. So könnte klarer werden, für welche Aufgaben die eine mehr, die

andere weniger geeignet ist und wie sie füreinander wechselseitig als kritisches Korrektiv fruchtbar gemacht werden können. Ich verbinde damit zudem die Hoffnung, die Diskussion über das jeweilige Selbstverständnis, was Frauen-, Männer- und/oder Geschlechterforschung derzeit sind oder doch sein könnten, etwas weiter voranzutreiben. Angesichts des zunehmenden Aufbaus von Studiengängen in Frauen- und Geschlechterforschung (vgl. ausführlich Bock 1998; von Braun/Stephan 2000; Universität Wien 2002) im deutschsprachigen Raum halte ich eine solche Selbstverständigung nicht nur für wichtig, sondern auch für produktiv für die eigene weitere Arbeit. Aktuell wird sie jedoch nur sehr punktuell geführt.

## II.

Die folgende Rekonstruktion erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Meine Absicht ist nicht, einen Überblick über die aktuelle Debatte zu geben. (So habe ich in meiner Rekonstruktion die Entwicklung der Queer Studies (noch) nicht explizit miteinbezogen.) Es geht mir lediglich um eine erste Herausarbeitung einiger mir zentral erscheinender Unterschiede in den jeweiligen Forschungsperspektiven und Fragestellungen: Was kommt in den Blick? Was nicht? Was soll geklärt werden? Ausserdem stammen meine Beispiele vor allem aus der Geschichtswissenschaft und der Soziologie. In einer Reihe anderer Disziplinen scheint mir der Prozess zwar in etwa ähnlich verlaufen zu sein bzw. zu verlaufen, trotzdem bedürfte es sicher einiger Modifikationen, um auch für diese eine zutreffende Rekonstruktion zu sein.

Erstens. Ausgangspunkt der *Frauenforschung* Ende der 60er Jahre waren die vielfältigen Diskriminierungserfahrungen von Frauen in Wissenschaft und Gesellschaft (vgl. Gerhard 1998, 81ff). Sie konzentrierte sich zunächst auf den Nachweis der verschiedenen Facetten der Nichtwahrnehmung des Lebens und Handelns von Frauen in den Wissenschaften. Dabei zeigte sich, dass die herkömmlichen Forschungen und das bisherige Wissen – entgegen dem expliziten Ethos wissenschaftlicher Objektivität – vornehmlich aus der Sicht von Männern unternommen und formuliert worden sind, also keineswegs objektiv, sondern geschlechtlich parteiisch sind. So erwies sich beispielsweise die herrschende Geschichtswissenschaft – genau besehen – als Männergeschichte, die sich fast ausschliesslich mit dem Leben von Männern befasst. Frauen kommen in ihr – wenn überhaupt – nur am Rande vor. In der Folge entstanden eine Fülle detaillierter Forschungen über den Alltag von Frauen, über ihre Fähigkeiten und ihr Wissen. Es entstand, was dann als „Frauengeschichte“ bezeichnet wurde (ausführlich hierzu Bock 1987, Habermas 1993).

Auch in der Soziologie wurde die Einseitigkeit und Parteilichkeit der herkömmlichen Forschung offensichtlich. Der Schwerpunkt der Arbeiten lag hier – wie es Ute Gerhard in einem Vortrag formuliert hat – in der Rekonstruktion der „Unrechtserfahrungen“ von Frauen. Es entstanden vielfältige Analysen der alltäglichen gesellschaftlichen Situation der Frau-

en, insbesondere in der Familie und im Erwerbsleben. Und ohne diese Forschungen gäbe es möglicherweise auch heute noch kein gesellschaftlich breites Wissen über sexuelle Belästigung am Arbeitsplatz oder darüber, dass gerade die Familie der gefährlichste gesellschaftliche Ort ist. Ebenso wurden in einer Vielzahl von Untersuchungen die verschiedenen Facetten der ungleichen Verteilung der Familienarbeit aufgezeigt oder der Ausschluss von Frauen aus bestimmten Berufen bzw. bestimmten beruflichen Funktionen sowie ihre Zuweisung in bestimmte, sogenannte Frauenberufe.

In der ersten Phase der Frauenforschung ging es also vor allem um den Nachweis, dass sich sowohl die Wissenschaft(en) als auch die Gesellschaft aus der Sicht der Frauen anders darstellen. Und erklärtes Anliegen war, wie es Faulstich-Wieland resümiert: „Das Leben der Frauen zu verändern“ (1998, 4). Das heisst, in der ersten Phase der Frauenforschung war der Blick vornehmlich auf die Situation der Frauen gerichtet: „Wir betreiben diese Forschung mit einem bestimmten Ziel: nämlich aus soziologischer Sicht die Ursachen sozialer Ungleichheit insbesondere der Frauen aufzudecken und zu versuchen, durch diese Analyse auch die gesellschaftlichen Verhältnisse zu beeinflussen“ (Gerhard 1991, 46). Und solange die Diskriminierung der Frauen in Wissenschaft und Gesellschaft nicht wirklich überwunden ist – und davon sind wir bei allem Fortschritt noch recht weit entfernt – wird diese Art der Forschung weiterhin notwendig sein.

Zweitens. Bereits im Laufe der 80er Jahre setzt jedoch eine Verschiebung der theoretischen Perspektive ein: der Blick richtet sich nun auf das *Verhältnis* der Geschlechter bzw. auf die *Geschlechterverhältnisse*. So war beispielsweise unter Historikerinnen zunehmend der Eindruck entstanden, eine Rekonstruktion des Alltags der Frauen, ihres Wissens, Fühlens und Handelns könne nur gelingen, wenn zugleich gezeigt wird, dass Frauen das, was sie tun, stets innerhalb jeweils bestehender Geschlechterverhältnisse tun. Soll etwa die Arbeit der Frauen in der Handwerksschicht im 16. Jahrhundert untersucht werden, genügt es nicht, ausschliesslich ihre Arbeit anzuschauen. Sie muss vielmehr in Beziehung gesehen werden zur Arbeit der männlichen Handwerker ihrer Zeit. Erst dann werden die Konturen ihrer Arbeitsweise wirklich deutlich, wo sie eigenständig, wo sie untergeordnet oder wo beide Geschlechter gleichberechtigt zusammengearbeitet haben.

Und – um noch ein weiteres Beispiel zu nennen – die Beobachtung, dass Frauen in dieser Zeit keine oder kaum Freizeit im eigentlichen Sinne hatten, wird in ihrer Bedeutung erst wirklich erfasst, wenn gesehen wird, dass Männer demgegenüber sehr wohl über Formen von Freizeit verfügten, in denen sie sich von ihrer Arbeit erholen konnten. Nur in einer relationalen Betrachtung wird das Fehlen an Freizeit als Moment eines bestimmten hierarchischen Geschlechterverhältnisses sichtbar. „Er ist die Sonne, sie ist der Mond“ – dieser Titel eines Buches von Heide Wunder (1992) ist geradezu Sinnbild dieser Einsicht. Die Aufmerksamkeit wird nun auf die Relationalität der Geschlechterverhältnisse, auf die jeweilige Beziehung der Geschlechter zueinander gerichtet.

Ausserdem wird Geschlecht, wie es Gisela Bock formuliert, zunehmend nicht mehr als etwas selbstverständlich Naturgegebenes angesehen, sondern als eine „historische“ bzw. „soziale Kategorie“ (Bock 1987, 15ff). Damit wird nicht die Existenz biologischer Unterschiede zwischen den Geschlechtern bestritten. Zurückgewiesen wird die Begründung unterschiedlicher Eigenschaften, gesellschaftlicher Rollen und Chancen in der jeweiligen biologischen Natur von Frauen und Männern. In vielen Arbeiten wird demgegenüber gezeigt, wie eng die verschiedenen Eigenschaften, Rollen und Chancen von Frauen und Männern mit den jeweiligen Geschlechterverhältnissen zusammenhängen.

Auch in der soziologischen Frauenforschung wird zunehmend von Geschlecht als einer „sozialen Kategorie“ bzw. einer „Strukturkategorie“ gesprochen (Becker-Schmidt 1991, 125ff). Danach hat Knapp zufolge Geschlecht vor allem „Platzanweiserfunktion“ (Knapp 1987, 292); das heisst, es hat die Aufgabe, Personen lediglich aufgrund ihres Geschlechts bestimmte Plätze in der Gesellschaft zuzuweisen oder zu verschliessen oder ihnen Eigenschaften und Fähigkeiten zuzuschreiben oder abzusprechen. Ein plastisches Beispiel dafür ist der nach wie vor bestehende Ausschluss von Frauen aus bestimmten Berufen oder beruflichen Funktionen. Früher wurde dies immer mit den mangelnden Fähigkeiten und dem fehlenden Wissen der Frauen begründet. Inzwischen haben Mädchen und Frauen häufig die besseren Abschlüsse. Jetzt wird ihnen, wie Untersuchungen zeigen, der Zugang häufig schlicht aufgrund ihres Geschlechts verweigert (Wetterer 1993, 8ff). Das heisst: Nicht die Unterschiede zwischen den Geschlechtern sind die Ursache für die verschiedenen Rollen von Frauen und Männern in der Gesellschaft bzw. für das jeweils bestehende Geschlechterarrangement. Umgekehrt: Die bestehenden Geschlechterverhältnisse sind Grundlage für die Zuweisung von Geschlechterrollen, die Zuschreibung von Eigenschaften und für bestimmte Konzepte von Erziehung (ebd. 57ff).

Mit dieser Verschiebung der Perspektive beginnt sich, so Becker-Schmidt, die Frauenforschung „eindeutig von einer ‘Soziologie der Frau’ abzugrenzen: Nicht die Situation einzelner Frauengruppen in isolierten sozialen Bereichen der Gesellschaft steht zur Debatte – zum Beispiel Frauen im Bildungssystem, Frauen im Erwerbsleben, Frauen in der Öffentlichkeit –, sondern die gesellschaftliche Organisation des Geschlechterverhältnisses“ (1991, 125). In diesem Sinne geht es dann auch „nicht primär“, wie es Faulstich-Wieland betont, „darum, nach den Differenzen der Geschlechter zu suchen, sondern zu fragen, wie sieht das Geschlechterverhältnis aus, wie stellen Frauen und Männer es jeweils wieder her, und wie verändern sie es auch (1998, 9).

Diese Verschiebung des Blicks auf die Geschlechterverhältnisse bleibt jedoch an einem bestimmten Punkt stehen. So schreibt Becker-Schmidt an einer anderen Stelle: „Wenn in der Frauenforschung also vom Geschlecht als Strukturkategorie gesprochen wird, wird die gesellschaftliche Systematik von Diskriminierungen in den Blick genommen, die Frauen als Frauen zugefügt wird. Zur Diskussion steht die gesellschaftliche Stellung des weiblichen Geschlechts im Vergleich zum männlichen. Untersucht werden

die gesellschaftlichen Beziehungen zwischen den beiden Geschlechtern, auf denen die Ungleichheit beruht“ (1991, 127). Das Verhältnis der Geschlechter wird also nach wie vor vornehmlich, wenn nicht gar ausschliesslich aus der Perspektive der Frauen und ihrer Diskriminierung betrachtet. Das Geschlechterverhältnis wird zudem eindimensional, lediglich als ein Verhältnis zwischen Frauen und Männern angesehen. Ausser vor bleibt, dass auch zwischen Frauen und zwischen Männern Geschlechterverhältnisse bestehen, insgesamt die Geschlechterverhältnisse in einem mehrdimensionalen Sinne von Hierarchien durchzogen sind. Ausserdem kommen Männer und ihre Lebenssituation noch immer nur sekundär in den Blick. Die patriarchale Ineinssetzung von Mensch und Mann wird in dieser Perspektive genaugenommen also (noch) nicht wirklich überwunden, denn letztlich bleibt: nur Frauen haben ein (zu untersuchendes) Geschlecht.

Drittens. Ebenfalls in den 80er Jahren entstand – gleichsam neben der Frauenforschung -, was heute *Männer- bzw. Männlichkeitsforschung* genannt wird (ausführlich siehe Döge/Meuser 2001, 17ff). Ähnlich wie zu Beginn der Frauenforschung ist sie vor allem Forschung von Männern über Männer und für Männer (wenn auch nicht ganz so ausschliesslich). Allerdings sind hier der Ausgangspunkt nicht (umgekehrt) die Unrechtserfahrungen und Diskriminierungen von Männern durch Frauen. Ausgangspunkt sind vielmehr die Verletzungserfahrungen in männlichen Disziplinierungsprozessen sowie die kritische Reflexion auf Konzepte hegemonialer Männlichkeit (Connell 1999; Meuser 1998; Döge/Meuser 2001).

Erstaunliches Ergebnis dieser Forschungen ist, dass trotz der Fülle von Wissen, das von Männern über die Jahrhunderte produziert wurde, die Kenntnisse über das Leben, das Denken, Fühlen und Handeln von Männern, genau besehen, sehr gering ist. Darüber wurde bislang kaum geforscht. Männer verschwanden bislang im Wissen über das Allgemeine, in den Reflexionen über den Menschen an sich, in der Präsentation des allgemein Menschlichen. So machen die beginnenden Forschungen – beispielsweise über Männer und Beruf, Männer und Gewalt oder über Väter und ihr Verhältnis zu ihren Kindern – derzeit vor allem den Mangel an Wissen und die Notwendigkeit von weiteren Forschungen bzw. kritischer Reflexion über Männer/Männlichkeit deutlich.

Ausserdem kommt zunehmend in den Blick, dass die Herstellung der gesellschaftlichen Dominanz von Männern nicht lediglich in eine Richtung geschieht. So zielen die herrschenden Leitbilder von Männlichkeit nicht nur auf die Etablierung gesellschaftlicher Dominanz von Männern über Frauen. Sie zielen zugleich auf die Errichtung von Hierarchien zwischen Männern. Sie richten sich somit nicht nur *an*, sondern auch *gegen* Männer, wodurch spezifische Formen hierarchischer Geschlechterverhältnisse auch *zwischen* Männern entstehen. Diese Einsicht, gefasst in Connell' Theorem von der „hegemonialen Männlichkeit“ (1999), ist inzwischen zu einer Art Leitkategorie in der Männer-, ja in der Geschlechterforschung geworden (Döge/Meuser 2001, 18).

Damit eng verbunden ist eine weitere Einsicht: Auch Männer haben ein Geschlecht. Auch sie werden nicht als Männer geboren, sondern sie werden zu Männern im Laufe ihrer Entwicklung (gemacht). Und dieser gesellschaftliche Prozess der Herstellung von Männlichkeit wird zunehmend als ein Vorgang gesehen, in denen auch Männer eine geschlechtliche Disziplinierung und Normierung erfahren, beispielsweise in Sätzen wie: „Ein richtiger Mann weint nicht“; „Disziplin braucht der Mann, Disziplin“; „Was dich nicht umbringt, macht dich stark“. Prozesse, die Spuren hinterlassen, Deformationen in den Individuen. Mit anderen Worten: In diesen Forschungen wird deutlich, dass auch Männlichkeit Ergebnis gesellschaftlicher Konstruktionsprozesse ist, dass auch Männer aufgrund der bestehenden Geschlechterverhältnisse einer „Sozialisationsarbeit“ (Bourdieu 1997, 187) unterworfen sind, Zwänge und Leid erfahren, die viele von ihnen zunehmend die herrschenden Vorstellungen von Männlichkeit in Frage stellen lassen.

Allerdings bleibt der Blick hier ebenfalls primär auf *ein* Geschlecht, jetzt den Mann, beschränkt. Frauen sind in diesen Analysen meist sekundär bzw. nur sekundierend im Blick (z.B. in ihrer hegemoniale Männlichkeit stabilisierenden Funktion). Solange jedoch die Etablierung von Männlichkeit(en) ein zentraler sozialer Konstruktionsprozess ist, solange werden Forschungen aus der Perspektive von Männern – ähnlich wie bei der Frauenforschung – gesellschaftlich notwendig sein. Beide ermöglichen theoretisch wie politisch Konturierungen und Pointierungen, die sonst fehlen würden. Überdies wird spätestens mit der Männerforschung und ihrem Theorem von der „hegemonialen Männlichkeit“ eine komplexere Betrachtung der Geschlechterverhältnisse möglich. Der Begriff der Geschlechterverhältnisse bezieht sich nun nicht mehr allein auf das Verhältnis zwischen Frauen und Männern, sondern auch auf die Verhältnisse *zwischen* Männern und *zwischen* Frauen. So werden Hierarchien zwischen Männern oder zwischen Frauen jetzt ebenfalls als Teil der jeweiligen Geschlechterverhältnisse sichtbar.

Viertens. Im Laufe der 90er Jahre findet eine weitere Verschiebung der Perspektive statt: Der Blick richtet sich jetzt zunehmend auf *beide* Geschlechter. Beider Lebensweise und Situation, beider Denken, Fühlen und Handeln sowie ihr gesellschaftliches wie individuelles Verhältnis zueinander sind nun gleichermaßen Gegenstand der Forschung. Dies erlaubt sowohl eine wechselseitig stärkere Konturierung und damit ein präziseres Wissen über „Frauen“ und „Männer“ als auch vielfältigere Kenntnisse über die konkrete Relationalität dieses Verhältnisses und damit insgesamt ein komplexeres Verständnis der jeweiligen Geschlechterverhältnisse.

Genaugenommen geht die Verschiebung der Perspektive aber einen Schritt weiter: Der Blick richtet sich jetzt immer mehr und immer ausdrücklicher insgesamt auf die *Kategorie* „Geschlecht“ bzw. auf „Geschlecht/*Geschlechtlichkeit*“ als solcher. Erst mit diesem theoretischen und empirischen Schritt beginnt für mich die *Geschlechterforschung* im eigentlichen

Sinne. Die paradigmatische Bedeutung dieser Verschiebung beginnt sich jedoch erst allmählich klarer abzuzeichnen. So gesehen ist die Geschlechterforschung jedenfalls nicht als „Ausdifferenzierung der Frauenforschung“ zu verstehen (Becker-Schmidt 2000, 36). Sie ist vielmehr eine Weiterentwicklung der Frauen-, Männer- und Geschlechterverhältnissforschung. Lag vorher der Fokus vor allem auf „Frauen“, „Männern“ oder deren „Verhältnis“, geht es jetzt – gleichsam einen Schritt davor – um die Infragestellung überhaupt von Geschlecht: Warum überhaupt Geschlecht? Und wie stellt es sich gesellschaftlich-kulturell immer wieder her? Was bedeutet es, dass sich viele Gesellschaften zentral über Geschlecht, und das bedeutet derzeit: über das System der Zweigeschlechtlichkeit, organisieren? Welche Folgen hat das für die gesellschaftliche Organisation, die Sprache, die Architektur, die Wissenschaft, das Denken, die Körper und nicht zuletzt für die Individuen? Dies sind einige der nun zentralen Fragen. Genaugenommen müsste also eigentlich von „*Geschlechtsforschung*“ gesprochen werden.

Ausgangspunkt für diese Entwicklung war die (de)konstruktivistische Einsicht, dass Geschlecht eine „soziale Konstruktion“ ist oder, wie es Teubner und Wetterer formulieren, „dass wir es bei der Geschlechtszugehörigkeit von Personen und bei der Zweigeschlechtlichkeit als sozialem Klassifikations- und Differenzierungsprinzip nicht mit einer Vorgabe der Natur, sondern mit dem Ergebnis sozialer Konstruktionsprozesse zu tun haben“ (1999, 12f). Was mit „sozialer Konstruktion“ des Geschlechts genau gemeint ist, ist jeweils sehr unterschiedlich. Das hat schon damit zu tun, dass in den einzelnen Theorien die Konstruktionsprozesse von Geschlecht in sehr unterschiedlichen gesellschaftlichen Bereichen untersucht werden – mal liegt der Fokus mehr auf sozialen Interaktionen, mal mehr auf strukturellen oder institutionellen Prozessen und wieder ein anderes Mal mehr auf der diskursiven Konstituierung von Geschlecht in literarischen Texten oder in normativen Diskursen.

Insgesamt erweitert sich damit der Rahmen der möglichen Fragestellungen jedoch immens: *Alle* Aspekte von Gesellschaft (soziale Situationen, gesellschaftliche Strukturen, Institutionen, Architektur, Wissensformen, Subjektivität, Körper) kommen nun als mögliche Momente der gesellschaftlichen Konstruktion und Organisation von Geschlecht in den Blick, als vergeschlechtlichte und vergeschlechtlichende Elemente der jeweiligen Geschlechterarrangements.

Ausserdem hat dies eine Radikalisierung der im Anschluss an Beauvoir (1968) entwickelten These zur Folge, wonach wir nicht als Frauen und Männer geboren, sondern dazu (gemacht) werden. Sie muss nun in einem noch sehr viel grundlegenden Sinne verstanden werden: Vieles, was bislang als „natürliche“ Basis des Geschlechts galt, erweist sich als gesellschaftliches Phänomen. So ist es nicht mehr ohne weiteres mit dem natürlichen Geschlechtskörper zu begründen, dass Individuen überhaupt zu Geschlechtern werden (müssen), noch dass sie zu dem Geschlecht ihres „biologischen“ Körpers werden, noch dass sie *ein* Geschlecht entwickeln (müssen). Ebenso ist es nicht mehr schlicht natürlich, dass Individuen eine



heterosexuelle Orientierung, noch dass sie überhaupt lediglich *eine* sexuelle Orientierung entwickeln (müssen), noch gar dass sie den derzeit hegemonialen „weiblichen“ oder „männlichen“ Geschlechtskörper und die mit ihm verbundenen Denk-, Gefühls- und Handlungsweisen, „psychischen Strukturen“ und Körperpraxen ausbilden (müssen). All dies wird nun als individuelle Leistung deutlich, die ein Individuum im Laufe seiner Entwicklung erbringen muss, als disziplinierende Vereindeutigungs- und Vereigentumsprozesse.

War der Geschlechtskörper zuvor als natürlich gegebene Basis von Geschlecht vorausgesetzt, wird in der Geschlechterforschung auch der biologische Geschlechtskörper selbst erklärungsbedürftig. Das jeweilige Verständnis vom biologischen Geschlechtskörper wie die Entwicklung „weiblicher“ und „männlicher“ Körperpraxen, -gefühle, und -vorstellungen werden damit zu einem integralen Bestandteil der Geschlechtertheorie. Zudem wird dabei – und das war einer der zentrale Punkte von Butler (1991) – auch der konstitutive Zusammenhang zwischen Geschlecht und Heterosexualität im hegemonialen Geschlechterdiskurs sichtbar. Denn, so Butler, „die Dualität der Geschlechter (sexes) in ein vordiskursives Feld abzuschieben“, erweist sich als Sicherung der inneren Stabilität und des binären Rahmens für den Begriff des „Geschlechts“ (1991, 24). Die Trennung zwischen Sex und Gender im herkömmlichen Verständnis entzieht also die binäre Zweigeschlechtlichkeit als natürliche der historisch gesellschaftlichen Betrachtung, statt sie als diskursiven Effekt erkennbar zu machen. In diesem Sinn muss Butler zufolge nicht nur die Geschlechtsidentität verstanden werden als Verhältnis zwischen biologischem Geschlecht, Geschlechtsidentität und sexuellem Begehren, sondern auch deren Bildung als „Effekt einer regulierenden Praxis, die als Zwangsheterosexualität identifiziert werden kann“ (ebd. 15). Für die Geschlechterforschung bedeutet dies die Notwendigkeit, die konstitutive Bedeutung der Zwangsheterosexualität für die gegenwärtige Geschlechterordnung zu rekonstruieren wie überhaupt: den engen Zusammenhang zwischen Geschlecht und Organisation des Begehrens.

Vor diesem Hintergrund ist es im übrigen nicht mehr ganz angemessen, von „Genderforschung“ oder „Gender Studies“ zu sprechen. Der englische Begriff „gender“ impliziert eine Entgegensetzung von biologischem und sozialem Geschlecht (eben von sex und gender). Dies verunmöglicht genaugenommen eine adäquate sprachliche Repräsentation dieser theoretischen Entwicklung, was zu häufigen Missverständnissen führt. Eine begriffliche Alternative steht allerdings noch immer aus. Auch der Versuch von Scott, nun von „sexual difference“ und von „biological sex“ zu sprechen, vermag, wie sie selbst zugesteht, noch nicht recht zu überzeugen (Scott 2001, 59). Der deutsche Begriff „Geschlecht“ lässt da schon eher die Möglichkeit zu, präsent zu halten, dass sowohl das „biologische“ (wie auch immer es nun verstanden wird) als auch das „soziale“ Geschlecht Gegenstand der Geschlechterforschung sind.

Eine weitere Implikation der Entwicklung hin zur Geschlechterforschung ist die insbesondere von schwarzen und farbigen Frauen formulierte Kritik an der Selbstverständlichkeit, mit der in vielen feministischen Theorien von *der* Frau oder *den* Frauen gesprochen wurde/wird. Wie Spelman (1988, IX ff) zeigt, ist diese Redeweise eine unzulässige Verallgemeinerung der Lebensweise der westlichen bürgerlichen weissen heterosexuellen Mittelschichtsfrau als hegemoniale Norm für alle Frauen. Diese Vorgehensweise folgt derselben Logik, wie sie in feministischen Theorien sonst als männlicher Androzentrismus kritisiert wird: Zwar wird nicht die herrschende männliche Lebensweise zum Maßstab für alle Menschen, aber doch die Lebensweise einer bestimmten Gruppe von Frauen zur Norm für alle anderen. Damit werden nicht nur die Unterschiede zwischen Frauen unsichtbar gemacht, es werden auch alle anderen Lebensformen von Frauen ausgegrenzt.

Eine bedeutsame Folge dieser Kritik ist die Einsicht, dass Geschlecht nicht unabhängig von anderen Aspekten wie „Ethnizität“, „Klasse“ oder „sexueller Orientierung“ analysiert werden kann. Und dabei reicht es nicht, wie Spelman mit Recht betont, das Verhältnis additiv zu fassen (ebd. 114ff). Es muss eher als Verschränkung, Kombination oder Verwobenheit gesehen werden. Ausserdem lässt sich die jeweilige Bedeutsamkeit der verschiedenen Momente nicht prinzipiell bestimmen, sondern nur je nach Kontext: In manchen Fällen ist möglicherweise die ethnische Zugehörigkeit entscheidender als die Frage des Geschlechts oder der sexuellen Orientierung, in anderen Fällen ist es vielleicht gerade umgekehrt, und in wieder anderen lassen sich die Aspekte unter Umständen gar nicht voneinander trennen. Allemal ist ein konkretes Individuum stets eine einzigartige unverwechselbare Kombination.

Das impliziert nicht mit Notwendigkeit eine endlose Reihe vereinzelter Einzelner ohne jegliche Gemeinsamkeiten oder objektive Verallgemeinerbarkeiten. Zweifellos besteht die Gefahr zu solch endlosen Reihungen (ebd. 133ff). Auch legt die in westlichen Gesellschaften in der Tat zunehmende „Individualisierung“ und „Pluralisierung“ der Lebensweisen eine solche Vorstellung phänomenologisch erstmal nahe. Doch genau besehen, finden individuelle Entwicklungsprozesse nach wie vor – wie auch immer in sich heterogen und vielfach „klassenspezifisch“, „ethnisch“ oder „sexuell“ differenziert und modifiziert – im Rahmen bürgerlich patriarchaler Machtverhältnisse und unter der Dominanz der damit verbundenen Disziplinar- und Normalisierungsmechanismen statt. Schon allein dadurch existieren eine Vielzahl struktureller Gemeinsamkeiten zwischen den Individuen; so sind in westlichen Gesellschaften nach wie vor alle Individuen „gezwungen“, ein *Geschlecht* zu werden, *eine* weibliche oder männliche Geschlechtsidentität auszubilden und sich zu einem „Mann“ *oder* einer „Frau“ zu entwickeln – wie differenziert, konventionell oder subversiv sie das dann auch immer tun mögen und wie sehr sich dies derzeit zugleich zu verändern beginnt. Die Ausbildung von Geschlechtlichkeit ist nach wie vor eine der zentralen hegemonialen Normen in „unseren“ westlichen Gesellschaften,

wenn auch nicht mehr ungebrochen. Noch immer ist, wie es Goffman formuliert: das *Geschlecht* „Opium des Volkes“ (1994, 131).

Mit anderen Worten: Die Geschlechterforschung kann als eine Radikalisierung der mit der Frauenforschung aufkommenden Einsicht in die fundamentale Bedeutung von Geschlecht für die Erkenntnis der Gesellschaft verstanden werden. Der mit der Frauenforschung einsetzende theoretische Paradigmenwechsel und die Entstehung einer neuen eigenständigen Forschungsperspektive werden durch die Geschlechterforschung immens verbreitert und verstärkt. Der patriarchatskritische Impetus geht dabei keineswegs notwendigerweise verloren. Im Gegenteil. Die Kritik zielt jetzt überhaupt auf Geschlecht als zentralem gesellschaftlichem Organisations- und Herrschaftsprinzip. Die Sicht auf die Dinge wird damit um ein vielfaches grundlegender und komplexer.

## Literatur

- Allen, Ann T., 1995: Frauenforschung/Women Studies in vergleichender Perspektive: USA und BRD 1965 bis zur Gegenwart. Herausgegeben von der Zentraleinrichtung zur Förderung von Frauenstudien und Frauenforschung an der Universität Berlin. Berlin
- Beauvoir, Simone de, 1968: Das andere Geschlecht. Hamburg
- Becker-Schmidt, Regina 1991: Frauenforschung: eine Einführung. In: Herzog, Walter / Viola, E.: Beschreiblich weiblich. Zürich
- Dies., 2000: Frauenforschung, Geschlechterforschung, Geschlechterverhältnissforschung. In: Dies. / Knapp, Gudrun-Axeli: Feministische Theorien zur Einführung. Hamburg
- Bock, Gisela, 1987: Geschichte, Frauengeschichte, Geschlechtergeschichte. EUI (European University Institute) Working Paper No. 87/273. Florenz
- Bock, Ulla, 1998: Am Ausgang des Jahrhunderts. Zum Stand der Institutionalisierung von Frauenstudien an deutschen Universitäten. In: Feministische Studien, H.2.
- Bourdieu, Pierre, 1997: Die männliche Herrschaft. In: Dölling, Irene/Krais, Beate (Hg.): Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktionen in der sozialen Praxis. Frankfurt/Main
- Braun, Christa von / Stephan, Inge, 2000: Gender Studien. Eine Einführung. Stuttgart
- Butler, Judith, 1991: Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt/Main
- Connell, Robert, W. 1999: Der gemachte Mann. Opladen
- Döge, Peter / Meuser, Michael, 2001: Geschlechterverhältnisse und Männlichkeit. Entwicklung und Perspektiven sozialwissenschaftlicher Männlichkeitsforschung. In: Dies. (Hg.): Männlichkeit und soziale Ordnung. Neuere Beiträge zur Geschlechterforschung. Opladen
- Faulstich-Wieland, Hannelore, 1998: Perspektiven der Frauenforschung. In: Bardeleben, Renate von/Plummer, Patricia (Hg.): Perspektiven der Frauenforschung. Tübingen
- Gerhard, Ute, 1991: Frauenforschung will Fachgrenzen überschreiten. In: Forschung Frankfurt, H. 3
- Dies., 1998: Die Töchter der Emanzipation – Das Generationenproblem in der Frauenbewegung. In: Mues, Ingeborg (Hg.): Was Frauen bewegt und was sie bewegen. Frankfurt/Main
- Goffman, Erving, 1994: Interaktion und Geschlecht. Frankfurt/Main
- Habermas, Rebekka, 1993: Geschlechtergeschichte und „anthropology of gender“. Geschichte einer Begegnung. In: Historische Anthropologie, H. 3
- Hagemann-White, Carole, 2001: Was bedeutet „Geschlecht“ in der Frauenforschung? In: Hornung, Ursula/Gümen, Sedef/Weilandt, Sabine (Hg.): Zwischen Emanzipationsvision

- und Gesellschaftskritik. (Re)Konstruktionen der Geschlechterordnung. Münster
- Knapp, Gudrun-Axeli, 1987: Arbeitsteilung und Sozialisation: Konstellationen von Arbeitsvermögen und Arbeitskraft im Lebenszusammenhang von Frauen. In: Beer, Ursula (Hg.): Klasse, Geschlecht. Bielefeld
- Meuser, Michael, 1998: Geschlecht und Männlichkeit. Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster. Opladen
- Scott, Joan W., 2001: Die Zukunft von gender. Fantasien zur Jahrtausendwende. In: Honegger, Claudia/Arni, Caroline (Hg.): Gender – die Tücken einer Kategorie. Zürich
- Spelman, Elisabeth, 1988: Inessential Women. Problems of Exclusion in Feminist Thought. Boston
- Teubner, Ulrike / Wetterer, Angelika, 1999: Soziale Konstruktion transparent gemacht. Eine Einleitung von Ulrike Teubner & Angelika Wetterer. In: Judith Lorber. Gender-Paradoxien. Opladen
- Universität Wien (Hg.), 2002: Quo vadis Universität? Perspektiven aus der Sicht der feministischen Theorie und Gender Studies. Innsbruck
- Wetterer, Angelika, 1993: Professionalisierung und Geschlechterhierarchie. IAG Frauenforschung. Wissenschaft ist Frauensache. Bd. 3. Kassel
- Wunder, Heide, 1992: „Er ist die Sonn’, sie ist der Mond“. München

CLAUDIA KOPPERT, BEATE SELDERS (HG.):  
**HAND AUFS DEKONSTRUIERTE HERZ**  
 Verständigungsversuche in Zeiten der  
 politisch-theoretischen Selbstabschaffung  
 von Frauen

ULRIKE  
**HELMER**  
 VERLAG

[www.ulrike-helmer-verlag.de](http://www.ulrike-helmer-verlag.de)



ISBN 3-89741-120-2  
 162 S. 12,95 EUR |D| / 23,80 Sfr